

Nicht nur Jerusalem und Athen, sondern auch Benares

Der Innsbrucker Pastoraltheologe Christian Bauer sprach mit dem dem amerikanischen Religionssoziologen José Casanova über die Zukunft des Glaubens, die Vielfalt der Religionen, den US-Präsidentenwahlkampf und die bevorstehende Bischofssynode.

Bauer: Herr Casanova, Sie sind im spanischen Zaragoza geboren und haben in Innsbruck Theologie beziehungsweise in New York Soziologie studiert. Heute leben Sie in den USA und sind in der ganzen Welt gefragt als einer der führenden Religionssoziologen. Was bedeutet für Sie eigentlich Heimat?

Casanova: Heimat ist ein sehr interessantes Phänomen, denn meine „Heimat“ ist heute die ganze Welt. Ich fühle mich als Europäer, zugleich aber auch als Amerikaner. Ich bin ein Europäer in Amerika und ein Amerikaner in Europa. Außerdem bin ich immer kritischer in Bezug auf unsere westliche Tradition geworden. Heute habe ich eine globale, katholische im Sinne von universale und daher auch mehrfache, also multiple Identität. Sportlich denke ich zum Beispiel spanisch, politisch amerikanisch und theologisch deutsch.

Bauer: Im November sind Präsidentschaftswahlen in den USA. Wie schätzen Sie als Soziologe die politische Lage dort ein?

Casanova: Im Wahlkampf 2008 hatte Präsident Barack Obama es geschafft, die zivilreligiöse Vormachtstellung der Republikaner zu brechen. Er - und nicht sein republikanischer Gegenkandidat John McCain - hat die Sprache der evangelisch

geprägten amerikanischen Zivilreligion gesprochen. Wem das gelingt, der gewinnt in den USA die Wahlen. Hinzu kam ein demographisches Moment: Die sogenannten WASPs, die *white anglosaxon protestants* (weißen angelsächsischen Protestanten), sind in den großen Städten der USA inzwischen in der Minderheit. Und Obama schaffte es als Afroamerikaner, die anderen ethnischen Minoritäten um sich zu sammeln.

Ein Problem ist, dass er seitdem weitgehend als Technokrat regierte und die zivilreligiöse Sprache fast nicht mehr gesprochen hat. Übrigens spielt die katholische Kirche in der gegenwärtigen politischen Situation eine sehr einseitige Rolle. Sie erhebt fast nur noch in moralischen Fragen wie Abtreibung oder Homosexualität ihre Stimme und ergreift dadurch Partei für sehr konservative Politiker.

Bauer: Es gibt offenkundig sehr verschiedene Weisen, politisches Christentum zu leben. Der Theologe Cornel West spricht von einem konstantinisch-konservativen und einem prophetisch-kritischen Weg. Wie stehen Sie dazu?

Casanova: Für die katholische Kirche in den USA war das politische Grundproblem schon immer die Gegenüberstellung von Romanismus und Republikanismus. Katholiken mussten stets um ihre Anerkennung als echte Amerikaner kämpfen. John F. Kennedy, der erste katholische US-Präsident, versuchte, dieses Problem durch eine Trennung von öffentlicher Funktion und privatem Glauben zu lösen. Mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil begann die katholische Kirche sich zunehmend als eine prophetische Stimme zugunsten der Armen, für Gerechtigkeit und Frieden zu engagieren – eine Stimme, die sich gegen die vorherrschende, protestantisch bestimmte US-Zivilreligion wendete. Inzwischen ist sie nur noch in Bezug auf liberale politische Themen kritisch. Das Problem ist heute also weniger die Unterscheidung von konstantinischem und propheti-

schem Christentum, sondern die Frage, in welche politische Richtung überhaupt man kritisch-prophetisch die Stimme erhebt.

Bauer: Sie haben in Innsbruck zunächst Theologie studiert und dann in den USA Soziologie. Wie kam es zu diesem Wechsel?

Casanova: Begonnen hat alles mit meinem Interesse an der Theologie der Befreiung sowie an der Neuen Politischen Theologie – und damit auch an der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule. Daher wollte ich Soziologie studieren. Franz Schupp, mein damaliger Professor, Jesuit und Nachfolger Karl Rahners, dem später die kirchliche Lehrerlaubnis entzogen wurde, sagte mir: Wenn du deutsche Soziologie studieren möchtest, musst du in die USA gehen. Denn in Deutschland wird nur noch amerikanische Soziologie gelehrt. So ging ich nach New York, an die *New School for Social Research*, wo Emigranten wie Alfred Schütz, Hannah Arendt und Hans Jonas lehrten.

Bauer: Zum Stichwort Kritische Theorie. Sie sagten, Ihre globale Identität sei in kritischer Auseinandersetzung mit dem westlichen Erbe der Moderne entstanden, zu dem ja auch die Frankfurter Schule gehört. Wie stehen Sie zu Theorien der sogenannten Post- oder Spätmoderne?

Casanova: Wer sich mit der Vernunft beschäftigt, steht vor dem Problem ihrer Universalität beziehungsweise ihrer Partikularität. Wenn es nämlich eine Vernunft in der menschlichen Geschichte gibt, dann nur in multipler, also in vielfacher Form. Diese Frage nach der Pluralität der Vernunft zu stellen, hat nichts mit Relativismus zu tun.

Es war in der vom Philosophen Karl Jaspers (1883-1969) beschriebenen Achsenzeit, als in der Religionsgeschichte der Menschheit zum ersten Mal ein

grundlegender Plural von Wahrheiten sichtbar wurde: Es gibt nicht nur Jerusalem und Athen, sondern auch Benares. Jaspers kennzeichnet mit seinem Begriff der „Achsenzeit“ die Epoche zwischen 800 und 200 vor Christus, als sich in verschiedenen Kulturräumen zugleich Buddhismus, Konfuzianismus, Zoroastrismus, talmudisches Judentum und griechische Philosophie herausbildeten. Angefragt ist also die christozentrische Identität der Kirche: Was bedeutet es, vor diesem Hintergrund zu behaupten, dass Christus von „axialer“ Bedeutung ist, – also jene eine zentrale Weltachse darstellt, um die sich alles dreht? Und was bedeutet es, wenn man weiß, dass zwei Drittel der heutigen Menschheit in Asien leben, wo das Christentum wohl für immer eine Minderheit bleiben wird?

Bauer: Wie kann man auf diese Herausforderung einer religiös pluralen Welt aus Ihrer Sicht theologisch reagieren?

Casanova: Man kann zum Beispiel in der Trinitätstheologie an den Heiligen Geist als Ursprung der verschiedensten geschichtlichen Erfahrungen von Heil erinnern. Oder auch daran, dass alle menschliche Wahrheit immer eine offene ist, deren endzeitliche Vollendung noch aussteht. Das deckt sich mit dem soziologischen Befund, dass es nie einfach eine für alle selbstverständliche Wahrheit geben wird. Die „Axialität“ Christi, seine universale Heilsbedeutung, ist nur im Rahmen eines bleibenden Mysteriums denkbar, das unsere abendländische Vernunft letztlich notwendigerweise aufsprengt. Das heißt nicht, dass man heute nicht mehr an Jesus Christus glauben darf – wohl aber, dass man keine einzige universale Wahrheit mehr von ihm haben kann.

Gegen die Befürchtung, dass eine entsprechende Pluralität gleichbedeutend mit Relativismus sei, hilft die Soziologie weiter. Die USA und Indien, die beiden gegenwärtig in religiöser Hinsicht wohl pluralsten Länder der Erde, sind sicher

keine Orte des religiösen Relativismus. Die sogenannte Diktatur des Relativismus ist eine sehr deutsche Idee!

Wir müssen demgegenüber eine „multiple Axialität“ in religiösen Dingen, also eine plurale Wirklichkeit von Universalitätsansprüchen, anerkennen. Denn in soziologischer Hinsicht ist jede Universalität partikular, also nur ein kleiner Teil der ganzen Wirklichkeit. Davor müssen Christen keine Angst haben, denn um nichts anderes geht es in der Menschwerdung Gottes, dem Kerngeheimnis des christlichen Glaubens: um eine Universalität, die partikular wird.

Bauer: In diesem Herbst findet in Rom eine Bischofssynode zum Thema „Neuevangelisierung“ statt. Stellen wir uns vor, Sie wären als Sachverständiger eingeladen. Was würden Sie dem Papst und den Bischöfen raten?

Casanova: Zuerst muss man die konkreten gesellschaftlichen Zusammenhänge von Evangelisierung verstehen. Für Europa heißt das zum Beispiel, dass man die Deutung aufgeben muss, dass die Säkularisierung immer weiter fortschreitet. Stattdessen wäre hier eher von Entkirchlichung beziehungsweise Individualisierung von Religion zu sprechen.

In diesem Zusammenhang ist die Geschlechtergerechtigkeit eine zentrale Zukunftsfrage der Kirche. Bisher erfasste die europäische Säkularisierung seit ihrem Beginn in der Aufklärung des 18. Jahrhunderts zunächst nur Männer: zuerst die Intellektuellen, dann das Bürgertum und schließlich das Proletariat. Die Frauen waren zumeist immer noch religiös – und das heißt dann auch: Die Kinder waren es ebenso. Religiöse Kontinuität war damit noch weitgehend gesichert.

Wenn die säkulare Dynamik der Moderne nun aber auch die Frauen erfasst, wie es inzwischen selbst in einem katholischen Land wie Brasilien mehrheitlich der Fall ist, dann bedeutet dies das soziologische Ende der Kirche, wie wir sie ken-

nen. In den Vereinigten Staaten hat sich der Prozentsatz der nichtreligiösen Menschen in den letzten zehn Jahren verdoppelt – und es ist davon auszugehen, dass es sich dabei vor allem um ehemalige Katholiken handelt.

Bauer: Was würden Sie den Bischöfen vor diesem Hintergrund raten?

Casanova: Eine mögliche Strategie der Reaktion auf diese soziologischen Veränderungen besteht darin, dass man auf eine kleine, in ihrem Innenbereich homogene Minderheitenkirche setzt, deren Ziel in einer erneuten Christianisierung der Gesellschaft besteht. Eine andere, dem entgegengesetzte Strategie bestünde darin, innerhalb der Kirche eine größere Pluralität zuzulassen, wie es sie im Christentum immer gegeben hat.

Ausdruck dessen ist beispielsweise die Geschichte der Orden von den Benediktinern über die Dominikaner, Franziskaner und Jesuiten - bis hin zu jüngeren Organisationen wie dem „Opus Dei“ oder anderen geistlichen Bewegungen. Die gegenwärtige Kirche wird jedoch immer weniger plural, zugleich immer klerikaler. Letztlich folgt sie einem Modell der kleinen Herde, das soziologisch einem evangelikalen Kirchenmodell entspricht, demzufolge heute vor allem extrem konservative Gemeinschaften wachsen. Aus soziologischer Sicht jedoch wäre gegen diese Strategie einzuwenden, dass es heute mindestens zwölf große evangelikale Denominationen gibt – und damit dann doch wieder ein plurales Modell von Kirche.

Bauer: Diese „katholikal“ ausgerichtete Kirche, wie sie der Münsteraner Pastoralsoziologe Karl Gabriel genannt hat, begeht demnächst den fünfzigsten Jahrestag der Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils. Was bedeutet dieses Konzil, das ja auch die säkulare Bedeutung des Evangeliums wiederentdeckte, für Sie als Religionssoziologe?

Casanova: Es bedeutet eine Explosion von Kreativität und Initiativen in verschiedenste Richtungen. Die kirchliche Hierarchie hat dabei die Erfahrung gemacht, dass ihr die Dinge aus der Hand gleiten. Ausgangspunkt war die Pastoral einer Kirche in der Welt von heute. Diese geht von einer theologischen Berechtigung des Säkularen aus, welche die Zeichen ihrer Zeit heilsgeschichtlich deutet und zum gesellschaftlichen Einsatz für Gerechtigkeit und Frieden aufruft.

Das Konzil verband diese weltzugewandte Pastoral in der Erklärung über die Religionsfreiheit „*Dignitatis humanae*“ mit einem Menschenrechtsdiskurs, der den antimodernen Kampf der Kirche gegen die säkulare Würde des Menschen beendete. Nach dem Konzil trat nun der Weltoptimismus der einen in Kontrast zu dem Kulturpessimismus der anderen.

Einer geschichtstheologischen Historisierung des christlichen Dogmas stand auch nach dem Zweiten Vatikanum noch eine ungeschichtliche Dogmatisierung des Naturrechts gegenüber, die 1968 in der Enzyklika „*Humanae vitae*“ Papst Pauls VI. unter anderem mit Äußerungen zu bestimmten Mitteln der Empfängnisverhütung einen markanten Ausdruck fand. Vor dem Hintergrund der zunehmenden Emanzipation der Frauen führt diese problematische moraltheologische Diskurslage in Verbindung mit der fehlenden innerkirchlichen Geschlechtergerechtigkeit zu existenzbedrohenden Zukunftsproblemen der Kirche

Bauer: Lässt sich das letzte Konzil im Kontext einer „Repolitisierung“ von Religion im 20. Jahrhundert verstehen, die im Katholizismus spätestens mit der Katholischen Aktion unter Papst Pius XI. begann und inzwischen wieder, wie der französische Philosoph Michel Foucault mit Blick auf die schiitische Revolution im Iran bemerkte, „Figuren des Religiösen auf den Boden des Politischen“ einzeichnet?

Casanova: Mir gefällt der Begriff einer *Repolitisierung* nicht. Denn was wir gegenwärtig erleben, ist keine *Wiederkehr* einer alten, sondern vielmehr die Ankunft einer ganz neuen Form von Religiosität. Und für die genügen unsere alten, aus dem überkommenen Verständnis der Säkularisierung stammenden Begriffe nicht mehr. Vor diesem Hintergrund lässt sich das Zweite Vatikanum als Teil eines historischen Prozesses verstehen, in dem die Kirche sich zunehmend im Sinne einer globalen und daher wahrhaft katholischen, in sich multiplen, also vielfachen Identität versteht.

Eigentlich sollte das Konzil nur wenige Wochen dauern. Als sich dann aber 2000 Bischöfe aus der ganzen Welt zum ersten Mal wirklich kennenlernten, ermöglichte dieses Ereignis einer sich globalisierenden Weltkirche ihnen ganz neue Erfahrungen von Pluralität im Horizont katholischer Universalität.

Bauer: Wo liegt aus Ihrer Sicht die Zukunft der Kirche?

Casanova: Die Zukunft des Christentums liegt ganz eindeutig im Süden, insbesondere in Asien – da stimme ich dem Historiker Philip Jenkins zu. Diese Schwerpunktverlagerung wird, wie wir bereits in Brasilien beobachten können, im Inneren der katholischen Kirche eine „charismatische“ Dynamik im Sinne der evangelischen Kirchen des Südens verstärken. Diese in ihrem Schwerpunkt verschobene Kirche wird künftig in viel stärkerem Maße als bisher „glokal“ sein müssen: *global* und *lokal* zugleich, eine nichtzentralistische Universalkirche.

Den europäischen Christen rate ich in diesem Zusammenhang, kritisch-aufgeklärte Menschen zu bleiben und gleichzeitig anzuerkennen, dass sie nur eine kleine eurasische Provinz bewohnen, die ungefähr vierhundert Jahre lang das Zentrum der Welt war.

Bauer: Blicken Sie optimistisch in die Zukunft?

Casanova: Ja, mit Blick auf die Zukunft der Menschheit bin ich optimistisch – auch wenn wir uns gerade am Rand planetarischer Katastrophen bewegen. Denn alle Theorien sind letztlich sich selbst erfüllende Prophezeiungen. Wenn ich das Negative erwarte und ganz darauf ausgerichtet bin, dann tritt es schließlich auch ein.

Ich bin also auf kritische Weise optimistisch. Denn wir befinden uns ja in einem außerordentlichen Moment der Geschichte, in dem sich die Menschheit erstmals ihrer globalen Einheit und Verschiedenheit bewusst wird. Es ist nur die Frage, wie wir das zugleich ausgestalten und feiern – eine positive Herausforderung für Christen, die sich ja immer schon als universale Menschen begriffen haben.

Erschienen in:

Christ in der Gegenwart (2012), 421-422.